



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Zweiter Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93950)

ZWEITER TEIL

Preislied auf ein neues Haus

Wie bist du doch des Menschen guter Freund,
so stark, so dauerhaft in deiner Treue,
als Werk schon hast du Meister treu geeint
und nach dem Bilde, das ein Mensch gemeint,
so wurdest du das Neue.

Ja, neu und alt in deiner Wiederkehr,
du Freund, geformt aus zuverläss'gen Stoffen,
gebrannt, gewachsen, fest und erdenschwer,
so stehst du, Sinngebilde — jetzt noch leer —
doch neuem Leben offen.

Wohl eng begrenzt das Leben und wohl weit,
vom Fundament bis hin zum Firste strebend,
ja, zwischen Erd und Himmel liegt es breit,
Geburt und Tod und Zeit und Ewigkeit
in deinen Mauern webend.

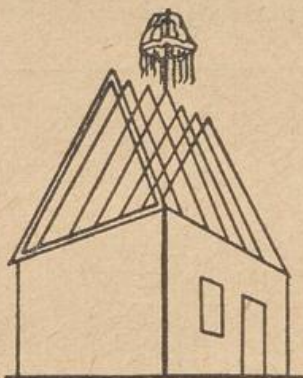
Und Zeugen sind die Mauern, brav und stumm,
und sie erquicken durch ihr treues Schweigen,
und sie behüten vor der Welt ringsum
das Lachen, Weinen, und sie machen drum
uns eine Welt zu eigen.

Hier Eigenwelt und dort die fremde Welt;
wer je der Obdachlosen Graun empfunden,
Verlorenheit auf grenzenlosem Feld,
wird preisen, was sein Herze hält
an einen Ort gebunden.

Ein guter Ort des Friedens bist du, Haus;
im Schutze deiner Mauern wächst das Leben
und blüht in Werk und Spiel und Schlaf und Schmaus,
du bist ein wahrer Freund des Menschen, Haus,
Preis sei dir hier gegeben!

Joseph Faensen (1948)

Ein Richtfest 1948



Das diesem Teil vorangestellte Gedicht wurde zum erstenmal beim Richtfest des Unterrichts- und Siedlerhauses der Berufsschule in Berlin-Borsigwalde gesprochen, und zwar von einem Zimmermannslehrling oben von der provisorisch geschalteten Hausdecke herab zwischen zwei Sparren — die buntbebanderte Richtkronen über sich; die Verse hatte einer seiner Lehrer gemacht.

Mit diesem Haus hat's eine ganz besondere Bewandnis. Es ist nämlich von den Lehrlingen selbst erbaut worden. Gleich 1945 hatten sie sich mit Erlaubnis der Behörde aus den umliegenden Trümmern einen großen Teil des notwendigen Materials dazu gesichert. Der damalige Leiter der Schule hatte in jener schaurig-schönen Übergangszeit der Selbsthilfe in Borsigwalde und den angrenzenden Groß-Berliner Ortsteilen die berufsschulpflichtigen Lehrlinge um sich gesammelt, ganz gleich, welchem Gewerbe sie angehörten.

Die vielseitige Verwendbarkeit dieser „Fachkräfte“ erwies sich beim Wiederaufbau der Schule äußerst förderlich. Man hielt fest zusammen und vermißte beinahe die Notarbeit, als das Gebäude einigermaßen repariert war und nun die Normaluhr des Schullebens wieder im Gleichtakt zu laufen begann. Da warf der Schulleiter den Gedanken hin, auf dem geräumigen Grundstück ein neues Haus zu bauen, ein Gemeinschaftshaus in der schlichten, zeitgemäßen Form eines Siedlerhauses. Die Abteilung der sogenannten „ungelernten“ Schüler, die damals den schönen, wenn auch nicht ganz zutreffenden Namen „Siedler“ führten, hatte inzwischen das Gelände ringsum in einen nahrhaften Garten verwandelt und nahm die Anregung begreiflicherweise mit besonderem Stolz auf. In allen Gruppen ging man ans Plänemachen; man suchte nach dem geeignetsten Platz, maß aus, zeichnete, entwarf, hielt Rat, stritt sich, verbesserte, versuchte sich auch im Unterricht fachgerecht an Grund- und Aufrissen. Die am besten durchdachte Aufteilung des Innenraumes brachte die hauswirtschaftliche Abteilung zustande, so daß bei der Grundsteinlegung eine Schülerin dem jugendlichen Führer der Maurergruppe, der in strahlend weißer Hose hemdsärmelig vor ihr stand, den gerollten Plan zur Ausführung überreichte; und ein frischer Sänger- und Sängerrinnenchor variierte ihre guten Wünsche in anmutig-frommer Weise.

Kein Geringerer als Goethe hat „die Gründung“ als „des Maurers Sache“, als die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens“ bekräftigt; wie zu seiner Zeit, erwiesen auch hier viele Gäste den Maurern die Ehre, innerhalb des engen ausgeschachteten Raumes

„Zeugen ihres feierlichen Geschäftes“ zu sein. „Gleich werden wir diesen wohlzugehauenen Stein in der rechten Ecke niederlegen, und bald werden diese eben noch mit würdigen Personen gezierten Erdwände nicht zugänglich sein, denn wir schicken uns an, sie auszufüllen.“ Gewiß, der Grundstein würde auch durch seine eigene Schwere ruhen. Doch wie Menschen, die einander geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch die Steine besser durch bindende Kräfte vereinigt . . . Und man reichte dem anwesenden Bezirksbürgermeister die Kelle, mit der er den Kalk unter den Stein warf; zu den drei Hammer-schlägen darauf hörte man den sinnigen Zunftdreiklang:

Lehrling — jedermann,
Geselle — wer was kann,
Meister — der was ersann!

Beim Einlassen einer Urkunde mit französischen und deutschen Namensunterschriften gedachte man nach altem Brauch der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; könnte doch der festversiegelte Deckel erst wieder aufgehoben werden, wenn das alles zerstört wäre, was jetzt noch nicht einmal aufgeführt ist! —

Und 1½ Jahre später (mancherlei unumgängliche Schwierigkeiten in der Zementbeschaffung hatten das Tempo verlangsamt) rückte der Hauptredner beim Richtfest zwei Leitgedanken in den Vordergrund. Auf den Lehrbauhöfen müssen die von den Lehrlingen ausgeführten Teilarbeiten von ihnen selbst wieder beseitigt, die Mauern z. B. umgestoßen, die Steine vom Mörtel befreit werden; hier dagegen hatte niemand das immerhin etwas niederdrückende Gefühl gehabt, unproduktive Arbeit geleistet zu haben. Und zweitens: in dem Zusammenwirken der verschiedenen Gewerbe wird in jedem von vornherein — schon als Lehrling und Schüler — das Empfinden lebendig, daß beim Bau eines Hauses alle Tätigkeiten zusammengehören, indem die Handwerker sich ablösen, das eine das andere bedingt, hält und stützt!

Einer, der es gleichfalls wissen muß, ein früherer Malerlehrling, jetzt einer unserer angesehensten Kunstschriftsteller (vergleiche in unserem Lesebuch: Wie Johann ein Stubenmaler wurde) hat das in ähnlichem Zusammenhang „die organische Folgerichtigkeit der Bauarbeit“ genannt und in ihrem Erleben die beste Vorbereitung auf das Zurechtfinden, Sicheinordnen und Mithandeln im Ganzen des Staatswesens gesehen!

„Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen werden alle Kräfte kund.“

Bei dem Borsigwalder Richtfest war es dann auch einer der stärksten Eindrücke, als ein Sprechchor mit den Worten einsetzte:

„Am Bau zwar übten wir nicht unsere Kräfte,
noch nicht — wir werden sie noch zeigen!“

und dann die **Tischler** vortraten und sich auf ihre Aufgaben in dem bekränzt vor ihnen stehenden Rohbau freuten, denn Türen, Fenster-rahmen, Treppen und schließlich Möbel müssen ja sie bauen; und nach ihnen schnell die **Elektriker** ohne Pause sich einschalteten:

„Und sind auch Fenster in dem Haus,
es kommt die Nacht, dann mangelt Licht,
so werd' ich meine Kabel, Drähte legen“,

und schließlich die helleren Stimmen der **Schneiderinnen** für des Hauses Glanz und Schimmer mit Geschmack zu sorgen versprochen. Daß die **Dachdecker** und **Maler** von anderen Schulen geborgt werden müssen, ist kaum ein Mangel; auf diese Weise lernen sich die verschiedenen Schulen kennen. Die sicherlich recht kritischen Zuschaueraugen werden die fremden Kräfte anspornen; vielleicht — und das wäre der schönste Erfolg — steckt der Anblick eines solchen Eigenhauses an und weckt Nacheiferung.

Daß die schon beim Planen hervorgetretene **hauswirtschaftliche** Gruppe es sich nicht nehmen ließ, den ungefähr 50 aktiv beteiligten Maurern und Zimmerern aus den Erzeugnissen des **Siedlergartens** einen Richtschmaus herzurichten und in ansprechenden Formen zu servieren, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. In dem den festlichen Tag beschließenden geselligen Beisammensein der ganzen Schule mit den Eltern und sonstigen Gästen konnte man in den Tanzpausen viel davon sprechen hören, wie das eingerichtete Haus einst ausgenutzt werden solle:

Die hauswirtschaftliche Abteilung denkt daran, in monatlichem Wechsel darin zu putzen, zu schmücken, pflegerisch zu gestalten und zu kochen; Fachkurse wollen sich zum Diskutieren um den runden Tisch zusammensetzen; abends sollen die Räume zu kleineren Versammlungen, zum Schachspielen, zum Lesen oder Musizieren, zu mündlichem Austausch offen stehen, und das Leben darin kann für eine wirkliche Schülerselbstverwaltung ungesuchte Betätigungsmöglichkeiten bieten.

„So laßt uns doch bauen,
auf daß wir erstehen aus dem Grauen
und Friede einst sei!“

Wilhelm Blume

Die drei von der Baubelegschaft

Sie kamen mit einem Fuhrwerk. Einige von den Männern gingen nebenher und achteten darauf, daß nichts herunterfiel. Da waren Stangen und Bretter, Speiskübel und Schiebkarren, eiserne und hölzerne Böcke, lange und kurze Leitern. Eine große Speispfanne hoben sie sogleich herunter. Es waren eine Menge Leute, siebzehn oder achtzehn Mann. Manche von ihnen sahen sich beim ersten Ansehen ähnlich. Man verwechselte sie miteinander.

Drei von den Männern, die sich beim ersten Ansehen so glichen, unterschieden sich stark von den übrigen. Sie hatten etwas Besonderes an sich. Schon ihr Schritt fiel in dem Gehaste und Gedränge auf. Der war ruhig und bedacht. Kam ihnen jemand entgegen, dann wichen sie geschickt aus. Der Wendung sah man nicht an, daß sie erst im Augenblick für notwendig befunden wurde. Es schien eher ein Spiel ihrer Körper, die die Richtung ihres Schreitens beliebig verändern konnten. Und sie machten nicht weniger Gänge als die andern, obwohl jene eilten und sie langsam, aber weit ausschritten. Sah man diesen drei Leuten schärfer auf die Finger, dann erkannte man den Geist, der in ihnen und ihrer Arbeit wohnte. Wenn sie einen schweren Gegenstand vor sich hatten, gingen sie hart an ihn heran, wuchteten ihn auf ihre Schultern und schritten sogleich wieder weiter, ohne daß eine größere Pause in ihrem Kommen und Gehen eintrat. Das Aufladen der Last geschah noch mit der Wendung. Es war eine Lust, sie zu sehen, und man konnte sich denken, daß nicht nur Übung und Erfahrung dazu gehörten, die Leistung so zu steigern, daß die Kräfte nur sparsam verbraucht wurden; auch der Geist diente ihrer Sache, und sie waren stolz auf ihren Besitz.

Diese drei Männer, die sich beim ersten Ansehen so sehr glichen, waren in Wirklichkeit grundverschieden. Erich, der größte von ihnen, wurde von seinen Kameraden der starke Erich genannt. Seine Kräfte überstiegen bei weitem die Vermutung, die das Ansehen seines Körpers zuließ. Er zeigte sie aber nur, wenn eine Notwendigkeit dazu vorlag. Dabei lachte er gerne. Fast mit jedem schien er auf irgendeine Weise verbunden zu sein. Obwohl er nicht die geringste Freundschaft mit irgendeinem seiner Kameraden besonders pflegte, hatten sie ihn alle gern. Sein Lachen schien eine kleine Brücke zu sein, auf der er die andern einlud, zu ihm herüberzukommen. Sie kamen aber nicht, und deshalb trug er dieses Lachen immer weiter. Er war ein feiner Kerl, wie die andern sagten. Er drängte sich nicht auf, man konnte aber auf ihn bauen. Erich war ein **Maurer**.

Der älteste von den dreien war der **Handlanger** Fritz. Er war zugleich auch der kleinste von ihnen. Für sich gesehen, war er nicht klein und auch kräftig genug, nur in der Betrachtung mit den zwei andern zusammen mußte man ihn als klein bezeichnen. Sein Schritt war nicht ganz so groß wie der der beiden andern, das lag an dem Unterschied seiner Arbeit. Er mußte mehr Lasten tragen als die andern zwei, und das bestimmte seinen Gang. Im Gegensatz zu Erich hatte er einen höhnischen Zug in seinem Gesicht. Er schien alle Handlungen seiner Kameraden für unsinnig zu halten, ersparte sich aber das Wort dazu und zeigte, wie es gemacht wurde. Daraus durfte man aber nicht schließen, daß Fritz überheblich gewesen wäre. Er war hilfsbereit und freundlich, soweit das in den Gang seiner Arbeit hineinpaßte. Darin ließ er sich von keinem hineinreden. Besser als mancher Polier übersah er alle Geschehnisse, die mit seiner Arbeit

zusammenhängen. „Guck mal in den Keller“, sagte er zu dem Hand-
 langer, der ihm an der Speismaschine half. „Da ist ein Maurer
 hineingegangen. Er wird den Beton machen. Wir müssen mischen.
 Wahrscheinlich hat er jetzt seine ‚Lehren‘ eingerichtet.“ Wenn der
 andere dann nachsah, fand er es sicher so, wie Fritz gesagt hatte.
 Er konnte auch Steine setzen und putzen. Man erzählte sich, daß



A. v. Menzel

Auf dem Bau (1875)

ihm Unternehmer schon
 öfter eine Stelle als
 Maurer angeboten hätten,
 weil ihnen diese Leute
 rar waren. Er hatte es
 ausgeschlagen mit dem
 Bemerken, er wolle lieber
 ein guter Handlanger
 sein als ein schlechter
 Maurer. Jetzt veranlaßte
 er die anderen, ihm
 an der Speismaschine zu
 helfen. Sie gaben ihr eine
 andere Stellung, so daß
 der Speis aus der Trom-
 mel noch näher an die
 Grube herankam und der
 Weg dadurch um einige
 Schritte verkürzt wurde.
 Der Mann rechnete mit
 den kleinsten Entfernun-
 gen. Sie wurden im Laufe
 des Tages durch die
 vielen Gänge, die ein
 Handlanger zu machen
 hatte, immer größer.
 Und wenn die Maschine
 Wochen und noch län-
 ger auf einem ungünsti-
 gen Platz stand, wurden
 Kilometer daraus.

Der dritte von den dreien war vielleicht der seltsamste. Peter war
 noch nicht lange bei diesem Unternehmer beschäftigt. Der Polier
 wies ihm einen Platz an. Peter ging hin, zog einen Nagel aus der
 Tasche, nahm den Hammer und schlug den Nagel in den Gerüstbaum
 hinter sich. An dem Nagel hängte er seine Wasserwaage und das
 Lot auf. Dann drehte er sich um und begann zu mauern. Es war
 immer etwas Besonderes, wenn ein Neuer auf einer Baustelle anfing.

Alle Leute vom Bau unterzogen ihn sogleich einer eingehenden Betrachtung. Schon nach seinem Auftreten wollte man schließen, wer er war. Dieser Mann machte aber keine Bewegung, die seinen Beobachtern irgend etwas gesagt hätte. Er schien müde zu sein, noch ehe er begann. Seine Arme baumelten ihm von den Schultern. Der Hammer fiel fast von selbst gegen den Nagel. Und als er die Kelle aufnahm, ließ er sie nicht, wie es so viele tüchtige Maurer gerne taten, vorher in der Hand um den Stiel wirbeln. (Man konnte an dieser Handlung das lockere Handgelenk erkennen.) Nein, der Mann erschien sogar sehr müde. Doch wie er mit der Kelle in den Speiskübel hineinfuhr und zur gleichen Zeit mit der Linken seinen Stein aufgenommen hatte und hinüberstieß an die Mauer: Stoß, Aufziehen des Speises und Eindrücken des Steins waren eins — es war ein einziger gleitender Fluß ständig aneinandergereihter Bewegungen, mit dem er in einem endlosen Kreis Stein auf Stein setzte. Da wußte man, daß dieser Mann nicht zum Schlafen hergekommen war. Er war ein Meister in seinem Fach.

Philipp Faust

Wilhelm und Richard im Wettkampf auf dem Bau

Ein ganzes Jahr verging, ehe Polier Steinhauer seine Drohung verwirklichte, die beiden Lehrjungen nebeneinander zu stellen. Es war eigentlich schon keine Drohung mehr. Die Jungen schauten wohl einmal einer nach dem anderen, doch was sie sahen, ließ sich schlecht herauschneiden und neben das eigene stellen, so daß sie immer noch im Ungewissen waren, wer von ihnen der Bessere sei. Eines Tages nun rief Vater Steinhauer die Jungen unauffällig auf die Seite. In einem halbfertigen Bau zeigte er ihnen die Stellen, wo noch zwei Kamine vom Erdgeschoß bis zum Dach hinausgeführt werden mußten. Sie waren beide gleich, und die Jungen konnten sich sehen durch einen Gang, der die Wohnungen voneinander trennte.

Wilhelm sah durch die Balkenlage hinauf in den Dachstuhl. Die Kaminbreite war ausgewechselt durch kurze Zwischenstücke, in welche sich die Balken und Sparren hineinschoben. Er stieg hinauf, lotete herunter und dachte an eine Schnur, die er an den Wechseln für seine vier Ecken befestigen konnte.

Richard, nach dem er sich umsah, war offenbar nicht mehr im Bau. Als Wilhelm die Schnur geholt hatte, saß der andere schon zwischen den Balken und schlug Latten an für die gleiche Vorrichtung. Die Latten hatte Wilhelm ebenfalls vergessen. Er riß sich gewaltig zusammen, ging hinaus und suchte sie, auch einen Kübel, den er später gebrauchen wollte, und bestellte die Handlanger mit Steinen und Speis. Auch daran hatte der andere schon gedacht. Beim

Hineingehen sah Wilhelm einen Kübel und Steine neben Richard. Dieser setzte schon seine Steine, an die er die von oben herunterhängenden Schnüre befestigen wollte. Er war schon hochrot und zwang sich gewaltsam, die Ruhe dabei zu wahren. Es gelang ihm, indem er nach dem andern nicht mehr hinsah. Polier Steinhauer kam nochmals herein und ermahnte ihn, die Ofenlöcher nicht zu vergessen. Mit einem Blick überzeugte er sich, daß Wilhelm weit zurück war. Sein Gesicht war ernst und nachdenklich, als er Wilhelm wieder verließ. Diesem erschien es, als läge es noch zwischen den Steinen, als er schon längst draußen war. Er sputete sich. Mit der Zeit wurde es freundlicher. Er sah auf nach Richard, sie waren beide auf gleicher Höhe.

„Steine kommen!“ schrie Wilhelm aus dem Fenster, sprang zurück und schwang die Kelle. Drüben hörte er einen Hammer. Richard war unsicher geworden durch die Schnelligkeit, mit der Wilhelm ihm nachkam. Vielleicht zum erstenmal ging er aus sich heraus, wurde noch schneller und machte einen Fehler. Die hinteren Ecken mußte er klopfen. Wilhelm überholte ihn und baute zuerst an seinem Gerüst. Die Handlanger waren auf der Seite des andern. Hilfsbereit brachten sie ihm Böcke und Bretter, so daß beide zugleich oben waren. Wilhelm nahm sich wieder in die Zügel, dachte immer an das Ofenloch und vergaß es in der Schicht, in die es gehörte. Zwei Steine mußte er wieder herunternehmen, er war aber schon zu weit vor, als daß es ihm etwas ausmachte. Zum Mittag stieg er durch die Balken. Die Handlanger erkannten seine Tüchtigkeit und waren auch ihm behilflich, seine Bretter hinauszuschaffen. Zum Abend stieg er auf den nächsten Stock. Richard baute auf der Balkenlage darunter sein Gerüst. Am andern Morgen konnte den oberen keiner mehr halten. Wie ein Alter wirbelte er seine Steine und schlug die Kelle darüber. Unten am Bau ging sein Bruder vorbei. „Na, Wilhelm, jetzt willst du es aber wissen“, rief er hinauf. Der Jüngere sah sich kaum um. „Quatsch nicht, Heinrich“, rief er entschieden leiser. „Hab keine Zeit, wenn ich dir noch ans Fell will.“ Der Ältere hatte es doch gehört und ging lachend von dannen.

Zum Abend des zweiten Tages sah man den Kamin zwischen den Sparren hervorlugen. Wilhelm baute sein Gerüst auf dem Dach. Unten auf dem Platz stand sein Vater und spähte herauf. Zwei Rüstungen tiefer schaffte Richard, jetzt wieder sauber und sicher. Von oben herunter sah man seinen Kopf zwischen den Balken auftauchen. Wilhelm warf seine Bretter auf die Stangen und stieß krachend den Kübel hinauf.

„Wo hast du denn deinen Spannmann“, schrie sein Vater so laut, daß sich die Köpfe wandten und nach Wilhelm hinaufschauten. Er stampfte mit den Füßen über die Bretter, als wolle er erproben, ob das Gerüst auch fest genug sei, lachte mit den Leuten und trieb seine Scherze.

Philipp Faust

Die richtige Kelle

Am nächsten Lohntag nach der Gesellenprüfung kaufte Wilhelm Steinhauer sich eine Kelle. Schon den ganzen Tag trug er sich mit dem Vorsatz. In der Stadt suchte er nach dem richtigen Geschäft. Viele ähnliche hatte er schon besichtigt, aber sie erschienen ihm alle nicht gut genug. Endlich fand er eines, in dem Hämmer, Kellen, Wasserwaagen, Beile und Sägen in den Schaufenstern lagen. Hier muß die Auswahl groß sein, dachte er und ging hinein. Ein junger Verkäufer kam ihm entgegen: „Sie wünschen?“ sagte er freundlich. „Eine Kelle“, meinte Wilhelm. „Eine Maurerkelle. Es ist aber eine ganz bestimmte, und ich weiß nicht, ob Sie die haben.“

„Wir haben alles“, belehrte ihn der Verkäufer. „Wie soll sie denn aussehen?“

„Sie soll gar nicht aussehen“, sagte Wilhelm verlegen. „Es muß nur die rechte sein.“

Der Verkäufer beugte sich unter den Ladentisch. Wilhelm überlegte, welche Kelle er sich kaufen solle. Diejenige seines jetzigen Spannmannes war fast doppelt so groß wie die seine. Im Laufe der Tage hatte er beobachtet, wie dieser zum Versetzen von drei Steinen nur zweimal in den Kübel stach, während er dreimal hineinstecken mußte. Die Ersparnis dieser Bewegung sollte ihn dazu bringen, verschiedene Steinköpfe mehr zu setzen, als es ihm bisher gelang. Seine jetzige Kelle war fast noch so gut wie neu, aber er wollte sie nicht mehr gebrauchen. Außerdem hing sie nach rechts über die Hand. Bei ihrem Einkauf hatte er so weit noch nicht gedacht. Der schöne neue Stahl hatte ihn geblendet, und der glatte rote Griff schien seinesgleichen lange suchen zu müssen. Wie er den ersten Stein mit ihr setzte, spürte er schon ihren Mangel. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, doch den Stahlton, den er von ihr verlangte, brachte sie nie hervor. Seines Vaters Vorarbeiter Rudolf hatte eine Kelle mit einem wunderbar tiefen Klang. „Bam“, sagte sie jedesmal, wenn er einen Stein mit ihr gesetzt hatte, während die Kellen der anderen nur „bim“ sagten. Noch nie hatte er diesen Ton so gut gehört wie jetzt in der Ferne. Sie war die Königin aller Kellen. Eine ähnliche wollte er auch haben. Der Verkäufer schaute über den Ladentisch: Welche Kelle er sich wünsche, eine viereckige oder eine dreieckige?

Eine dreieckige natürlich, das seien die Maurerkellen, sie müsse aber groß sein.

„Vielleicht nehmen Sie eine Schaufel?“, wurde der Verkäufer witzig. Wilhelm sah ihm in die Augen. Wenn sie einer Kelle gleiche, wäre es ihm auch recht, sagte er ernst. Zum andernmal erschien der Verkäufer schneller über dem Tisch und legte eine Anzahl Kellen vor ihn hin. Wilhelm nahm sie alle einmal in die Hand, wog die

eine und drehte die andere. Zögernd legte er die letzte wieder auf den Tisch:

„Haben Sie keine andern?“

„Sind sie nicht groß genug? Oder was fehlt ihnen?“

„Groß genug sind sie, aber sie müssen auch in der Hand hängen. Und dann kommt es auf den Stahl an. Man hört es am Klang, ob er gut ist.“

Der Verkäufer stand schwankend hinter seiner Theke. „Mm“, meinte er, „da müßte ich sie ja alle einmal hervorholen?“

„Ist nicht nötig“, stotterte Wilhelm. „Ich könnte ja einmal woanders zusehen.“

„Wo Sie doch einmal hier sind“ — der Verkäufer brachte jetzt alle seine Kellen hervor. Wilhelm wurde erdrückt von dem Stapel. Immer noch einmal griff er hinein, zog eine heraus und legte sie kopfschüttelnd wieder hin. Im Laden wartete ein neuer Kunde. „Sie bedienen sich schon“, sagte der Verkäufer und wandte sich an den Kunden. Wilhelm konnte wirklich nichts finden. Immer wieder sah er nach dem Bedienenden und dann zu den Kellen. Einmal sah dieser herüber. „Es ist nichts dabei“, sagte Wilhelm schnell.

„Es tut mir leid“, meinte der Verkäufer mit einem verständnisheischen Blick nach dem Kunden. „Vielleicht versuchen Sie es doch einmal woanders.“

„Entschuldigen Sie“, stotterte Wilhelm und stolperte aus dem Laden. Geschäftsleute waren doch eigene Menschen, und er wollte sich nicht wieder mit ihnen einlassen. Wie er aber weiterging, stand er unversehens vor einem Geschäft, dessen Auslage, zwar kleiner, ihn anheimelte, er wußte nicht warum. Die feine Ordnung der großen Schaufenster schien man hier nicht zu kennen. Wild und fast sinnlos lag alles durcheinander. Eine Axt guckte durch eine Säge. Maurerhämmer lagen in den Griffen der Kellen, man brauchte sie nur aufzunehmen und konnte mit ihnen auf das Gerüst steigen. Wilhelm beabsichtigte nicht mehr eine Kelle zu kaufen. Vielmehr ging er in den Laden, dem Menschen dort drinnen zu sagen, wie schlecht man hierorts mit Kellen bestellt sei. Hinter der Theke saß ein Alter mit einer Brille. Über sie hinweg sah er den eintretenden jungen Mann und fragte nach seinem Begehr.

Eine Kelle könne er haben, auch eine gute, und wenn es sein müsse, sogar die richtige.

Wilhelm war jetzt ganz sicher. Ob er es so bestimmt wisse, meinte er ein wenig von oben herunter.

Der Alte hob den Kopf und betrachtete den jungen Mann durch seine Brille. Er hoffe es wenigstens, sagte er schon bedächtiger. Welche wünsche er sich zu beschaffen, eine schnelle oder eine langsame?

„Eine schnelle natürlich“, sagte Wilhelm und wurde ganz groß.

Welche Stimme er bevorzuge, eine dunkle oder eine helle.

„Schnell und dunkel“, meinte Wilhelm schon bedeutend kleiner.

Schnell und dunkel, erörterte der Alte, das wäre freilich schwer. Bei den großen werde der Stahl gezogen, und sie klängen immer heller. Belasse man ihn einmal dicker, dann wäre die Kelle zu schwer und könne nicht als schnelle angesprochen werden. Feiner Stahl und volle Größe seien eine große Seltenheit. Er müsse einmal nachsehen. Vorgestern habe ihm die Schmiede eine Sendung geschickt. Bisher sei er noch nicht dazu gekommen, sie auszupacken. Bei den übrigen wäre die gewünschte nicht zu finden. Wenn er Platz nehmen wolle, er ginge hinten zum Lager.

Wilhelm fühlte eine seltsame Erwartung. Während der Alte draußen war, betrachtete er sich die Werkzeuge. Eine schöne, schlanke Wasserwaage stach ihm ins Auge. Wenn der Kellenkauf mißlang, wollte er in der nächsten Woche vorbeikommen und diese mitnehmen, dann hatte der Mann etwas für seine Freundlichkeit. Mit diesen Gedanken stand er vor einem Glaskasten, in dem Lote ausgestellt waren. Eines aus Messing blitzte und blinkte. Der wiederkehrende Alte, er hatte eine einzige Kelle in der Hand, sah den Blick Wilhelms.

„Ja“, meinte er, die Unentschlossenheit auf seinem Gesicht erkennend, „ein solches Lot kauft man nur einmal. Wenn Sie es mitnehmen wollen? Ich werde kaum etwas daran verdienen.“

„Was soll es denn kosten?“ fragte Wilhelm mehr aus Neugierde.

„Für drei Mark gehört es Ihnen.“

„Das ist billig“, sagte Wilhelm. „Aber ich habe ein anderes, ein altes von meinem Vater. Das läge mir dann im Weg, und das geht nicht.“

„Mm“, meinte der Alte. „Ich habe mir etwas Ähnliches schon gedacht. Ich war auch mal ein Maurer. Hier ist die Kelle. Soll ich sie einpacken — oder hören Sie erst noch auf ihren Klang?“ Mit dem letzten Wort stieß er sie auf den Boden. Wilhelm hörte einen reinen tiefen Ton. Fast glich er dem einer Glocke.

„Die nehm' ich“, rief er und streckte die Hand über die Theke. Freundlich gab ihm der Alte die Kelle. Wie einen Strahl wirbelte Wilhelm sie um die Hand. Sein Gesicht wurde hell.

„Ja, das ist sie“, lachte auch der Alte. Wilhelm schnickte im Raum einmal hierhin und dahin, als stehe er schon an der Mauer.

„Soll ich sie einpacken?“, erinnerte ihn der Alte an sein Dasein.

„Ja, doch“, sagte Wilhelm, legte die Kelle auf die Theke, zog seine Börse und beglich die Schuld. Beim Einpacken sah er dem Alten auf die Hände. Erst, als er aus dem Laden war, fühlte er sich ganz sicher. Er drückte die Kelle unter den Arm und ging nach Hause.

Philipp Faust

Stein in der Mauer

Über der Stadt, hoch oben im Gerüst am aufgehenden Mauerwerk, steht Meister Karner, der Steinmetz. Er erbaut mit seinen Gesellen die Mauer, sie setzen Quader um Quader am Dom.

Vom Lande herein ist der uralte Steinberg gekommen mitten in die Stadt, und die Steinbrocken, in die sie ihn zerschlagen haben, werden zum lebenden Dom. Tausend Hände erbauen den großen Steinleib; ein Mann allein ist nichts vor dem Dom. Immer neue Steinmetzen müssen ihm zuwachsen aus den Buben der Stadt, die in den Bauhütten um seine Mauern die Steinkunst lernen.

Da steht in einer der Hütten Martin, der Lehrbub, vorm Stein, der vor ihm auf der Bank liegt; den soll er behauen. Er treibt ihm, wie jeder neue Quader, zuerst das Blut in den Kopf und das Feuchte in die Handflächen: so ein großer Stein und so ein schwächerer Bub!

Weil der Meister im oberen Mauerwerk ist, muß der Ulrich ein Auge auf die Lehrbuben haben. „He, Martin, jetzt fang einmal an“, ruft er herüber, „stier nicht so lang in die Luft; es geht einer wie der andere!“ Der Geselle kann leicht reden! So einfach ist das nicht, das Bosseln. Aber Martin nimmt den Hammer nun richtig und beginnt Hieb auf Hieb mit der breiten Schneide zu schlagen. Ulrich hat den Stein schon vorgearbeitet und die Randschläge gemacht, so daß die obere rauhe Steinseite von einem glatten Streifen umrahmt ist. Nun muß Martin das Innere, Bucklige abflachen und den Rand angleichen. Aber einen Stein behauen, will gelernt sein. Steinkunde wächst nicht von selbst wie Haar und Bart. Was das Werkzeug abgebrochen hat, kann man nicht mehr hinleimen. Man muß einen klaren Kopf haben und eine sichere Hand, dazu ein Herz, das warten kann. Der Stein kennt keine Zeit, er ist das Uralte auf Erden und das liegende Schwere. — „Schlag nur dicht und nicht so hastig“, sagt der Ulrich nach einer Weile, „spar dich, der Stein ist groß genug und Feierabend noch lang' nicht.“

Der Martin hat nun keine Angst mehr; der Hammer ist der Hand schon williger geworden. Ringsum klopfen die Steinmetzen. Das harte, trockene Klirren, der helle Schlag von Stahl auf Stein ist überall, und die Steinsplitter fliegen. Die Dommauer drüben, blank und herrisch, fängt den Blick ganz ein und verschluckt alle Neugier. Er ist wieder über seinem Stein, Martin will nicht trödeln. Wagen mit neuen Quadern rumpeln schon wieder heran, die Fuhrleute schreien, und die Räder ächzen. Steinlast drückt! Martin setzt Schlag um Schlag auf seinen Stein. Der gibt jetzt viel vom rauhen Gewand her, darunter kommt eine schöne Fläche aus hundert feinen Rillen und Graten heraus, dicht nebeneinander, eine ganz neue Oberfläche. Ein jeder Schlag weist seine Spur ... Das schmeckt nicht nach Spiel; Stunde auf Stunde muß geleistet werden, bis ein

Arbeitstag daraus wird. Ehe er sich einfügt, muß der Stein winkelrecht behauen sein — das muß er freilich noch dem Ulrich überlassen. Viele gleiche Steine reihen sich zur Mauer, ein jeder ist ein Stück davon. Man sieht sie dann nicht einzeln an, man sieht nur die Mauer und den Dom. Doch der Stein verschwindet nicht. Er ist da; wer will, kann auch seine Fugen sehen ... Martin fährt mit der Hand über die nasse Stirn.

Am späten Nachmittag — Meister Karner steht in der Tür. Er will nach der Arbeit seiner Leute sehen. Auch Ulrich ist klein vor Meister Karner; er muß ihm seine Arbeit vorweisen: Ein Stück Türleibung mit Rillen, Bändern und runden Stäben. Dem ist Ulrich mit breiten und schmalen Meißeln und mit dem Schlägel beigekommen, da reicht der Spitzhammer nicht mehr hin. Der Meister prüft genau; wo ihm das Auge nicht genug zeigt, da fühlt er mit den Fingern die Vertiefungen nach. Dann nimmt er das Formbrett, das ist im Umriß der Türleibungen ausgesägt, so daß es sich nun, auf den Stein gelegt, damit decken muß. Das tut es ohne Tadel; Ulrich scheint gut gearbeitet zu haben. Martin lugt zum Meister hinüber, verstohlen, daß er nicht auffällt. Der Meister geht wieder. Nun liegt der Schatten der Dommauer lang und breit über der Hütte, und der Feierabend ist nicht mehr aufzuhalten.

Alfred Zacharias

Eine Bauhütten-Anekdote

Es war einmal ein Mann, der an einer Bauhütte vorbeikam. Er fragte einen Arbeiter: „Was tust du?“ Der antwortete ihm: „Ich verdiene fünf Mark am Tage.“ Der Fremde fragte einen zweiten Arbeiter: „Was tust du?“, und der hob seine Augen kaum von der Arbeit und sagte: „Ich behaue einen Stein.“ Da fragte der Fremde den dritten Arbeiter: „Und was tust du?“ Und dieser sprach und hob seine Augen zum Himmel: „Ich baue einen Dom.“

Sankt Joseph II

Im Schatten eines mächtigen Felsens saß Wilhelm an grauser Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel und Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der herumgeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein, Vater?“ sagte der Knabe. „Ich weiß nicht“, versetzte Wilhelm. „Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?“ sagte jener. „Es ist keins!“ versetzte dieser, „und ich erinnere mich, daß

es die Leute Katzensgold nennen." „Katzensgold?" sagte der Knabe lächelnd, „und warum?" „Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält." „Das will ich mir merken", sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „Was ist das?" — „Eine Frucht", versetzte der Vater, „und nach den Schuppen zu urteilen, sollte sie mit den Tannzapfen verwandt sein." — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund." — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können." —

Kaum war dies gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Dabei vernahm er eine männliche Stimme, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt vor Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeslagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Worte kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns kommen, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?" Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es tut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu tun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?" „Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung", sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden." Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als Wilhelm nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?" „Fragt nur nach Sankt Joseph!" erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den



B. Strigel

*Die Heilige Familie (1505)
(in der Werkstatt)*

blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang ertönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Als Wilhelm am andern Tage nachkam, wies man ihn zu einem noch teilweise erhaltenen Klostergebäude; vom Hof ging es zu einer großen Tür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Teile der Kapelle herumreichten. Die Gemälde stellten die Geschichte des Heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien; hier wird er getraut; es folgt die Verkündigung des Engels Gabriel. Mit Andacht betrachtet er das neugeborene Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an.

Nicht lange war Wilhelm seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirt herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karawane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirt merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennenlerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete —, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte.“ Jetzt rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirt hörte darauf und ging nach der Tür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt.

„Es ist billig“, sagte der wieder eintretende Wirt, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie imstande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der Heiligen Familie gewidmet und vor alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kapelle des Heiligen Joseph hat sich erhalten, so auch der brauchbare Teil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen

Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich ebenso gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohltaten im ganzen Gebirge bekannt und beliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe. Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Tier wie im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Tiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre glangt war, Christus und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward wie ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über das Gerümpel hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pate sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirtschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vorteil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem **Zimmererhandwerke**, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höheren Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es

vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können. Dem Heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet ihn zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demütigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Not und ist gleich mit Rat und Tat bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und beide fangen an, zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnismäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus aber zog ich keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre tat; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbuben beschäftigen konnte.

Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich, älter geworden, für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Teil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfang. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie seht, wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Teile des Tafelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasermeister bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte."

Johann Wolfgang Goethe

Gastrollen der Zimmerleute

Die Zimmerleute pflegen in der Baubude nur Gäste zu sein. Sie sitzen dann auf mitgebrachten Klötzen oder auf über Eimer gelegten kurzen Brettstücken, vielleicht auch auf einer schmalen Ecke, die ihnen ein Maurer von seinem Platz eingeräumt hat. Die Maurer fühlten sich als die Herren vom Bau und sollen jetzt ihre Arme an sich halten, weil die Bude für diese große Anzahl Leute nicht vorgesehen ist. Außerdem reißen die Zimmerleute die ganze Unterhaltung an sich. Sie haben ein ganz anderes Wesen als die Maurer. So wie sie sich hoch oben durch die Lüfte schwingen, so sind auch ihre Bewegungen. Auch unten auf der Erde schweben sie noch auf ihren schmalen Balken. „Laß kommen“, sagen sie, und greifen hinaus ins Weite. Da kommen Nägel, Äxte, Hämmer, ja sogar kurze Balken zu ihnen geflogen. Sie werfen sich alles zu, selbst ihre Unterhaltung. Die Maurer können ihnen schlecht folgen. Auch sie stehen frei und weit, haben aber stets einen festen Boden unter sich. So bauen sie ihre Mauern, so stellen sie ihre Gerüste auf.

In der fünften Woche war das dritte Stockwerk hoch. Wieder erschienen da die Zimmerleute, schrien ihr „Ho-ruck“ und „Führen“. Dabei schwenkten sie auch wieder die Balken und zogen sie auf die Mauern. Einen Tag nur brauchten sie dazu, wie an allen Stockwerken.

Dann kam der Dachstuhl. Da war alles schon gezapft und gelocht. Eines paßte in das andere hinein. Damit es ganz fest wurde, schlugen sie noch Holznägel hinein. Da waren die Pfetten und die Zangen, diese quer auf dem Dachstuhl und jene längs. Der Dachstuhl stand fest wie eine Mauer. Und einer von den Zimmerleuten, sie hatten alle schwarze Samthosen an und manche ebensolche Westen mit talergroßen weißen Knöpfen daran, schwang, oben auf dem schmalen Holz stehend, seinen breiten Hut und fing damit die Nägel auf, die man ihm hinaufwarf. Und dann schritt er hoch oben über die schmalen Kanten, als wolle er zum Tanz gehen. Den Hut hielt er an der Seite wie die Hand eines Mädchens. Dann wandte er sich mit einem Schwung und schlug die Nägel ein, lange Siebenzöller. Für jeden Zoll gebrauchte er nur einen Schlag und gab in seinem Übermut noch einen Schlag obendrein, so daß sich der Kopf des Nagels tief in das Holz hineinbohrte. Seine Schläge klangen dunkel und weit. Weit hallten sie durch das Tal. Von unten schoben sich die Sparren zu ihm herauf. Die waren mit Klauen versehen. Die griffen unten in die Mauerlatte, in der Mitte an die Pfette und oben an den Firstbalken. Es war ein sauberes Stück Arbeit, das die Leute da hinlegten. In vier Tagen hatten sie das Haus gerichtet. Der Bauherr konnte zufrieden sein. Gern schlug er den letzten Siebenzöller ein, den die Zimmerleute nach altem Brauch ihm vorbehalten hatten. Er brauchte allerdings 12 Schläge dazu. Zwölf wäre ein gutes Zeichen, sagte der Zimmerpolier; zu jedem Schlag gehöre ein Kasten Bier!

Philipp Faust

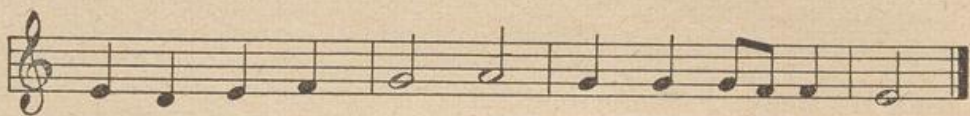
Zimmergesellen-Klatschlied



1. Mein Handwerk fällt mir schwer, drum lieb ich's noch viel mehr; es



freut mich ja von Her-zen, es macht mir kei - ne Schmer-zen. Mein



Hand-werk fällt mir schwer, drum lieb ich's noch viel mehr.

Des Sommers in dem Wald, wo Axt und Beil erschallt,
wo die Nachtigall tut singen, des Meisters Geld tut klingen;
da spürt man nichts als Lust in unsrer Herzensbrust.

Die Schnur, die ziehn wir aus nach rechtem Handwerksbrauch,
den Zirkel zum Abstechen, den Zollstock zum Abmessen,
die rechte Höh und Breit, die Läng' ist auch dabei.

Wo kommen Kirchen her und Häuser noch viel mehr,
schöne Brücken auf den Flüssen, alles das wir zimmern müssen!
Zu Wasser und zu Land ist unser Handwerksstand.

Ist nun ein Bau vorbei und gibt's 'ne Schmauserei,
gut zu essen und zu trinken, gebratne Wurst und Schinken,
gut Bier, ein Krüglein Wein — da ist gut Zimmermann sein.

Ist aber ein Bau vorbei, der Meister will trotzig sein,
schnür'n wir unser Geschirr zusammen und reisen in Gottes Namen,
sprechen bei einem andern zu, da gibt's Arbeit genug.

Volkslied

Der Schlüssel zur ganzen Welt

An der Ecke der stillen Kirchstraße, die auf den Fjord mündet, wohnte ein Tischler, der Swein Ilt hieß.

Früher war er ein lebensfroher Mann gewesen, der gern mit seinen Kindern scherzte; wenn er sie hoch durch die Luft geschwungen, hatten sie oft voller Freude und Schreck gekreischt, und in den Fenstern hatten Blumen gestanden und weiße Vorhänge daran gelehnet.

Jetzt sah alles verödet aus; Swein Ilt, der Tischler, war vor der Zeit alt geworden, seitdem ihm eine böse Krankheit die Kinder und schließlich auch die Frau genommen hatte. Sein graues Haar war immer zu lang, und der Bart wuchs in Büscheln, und die Augen blickten tief und schwer. In der Werkstatt, wo früher sieben bis acht Mann geschafft hatten, arbeiteten nur noch zwei; die Nachbarn sahen den Meister kaum; man hörte ihn nur — meist spät bis in die Nacht — allein darin werken.

An einem Sommerabend war Swein Ilt aus dem Torweg getreten und hatte Erik Hauge herangewinkt, ihm eine Besorgung zu machen. Still und scheu stand der Junge vor diesem wortkargen Ernst und seltsamen Aussehen. Als er zurückkam, fiel der Blick des Tischlers auf den Stock, den der Knabe in der Hand trug; einen Kopf hatte er in den Griff geschnitten; der Alte sah den Kopf und auch das Übrige genau an, das darunter geschnitzt war; sie standen in der Werkstatt unter der großen Hängelampe, deren Schirm das Licht über der Drechselbank sammelte. Es sah hier nicht viel anders aus als in anderen Tischlerwerkstätten auch; trotzdem war dem Jungen seltsam beklommen zu Mute.

„Wie alt bist du?“ — „Etwas über 14.“ — „Was willst du werden?“ — „Ich habe an Seemann gedacht.“ — „Weißt du, warum du Seemann werden möchtest?“

Der Knabe dachte nach. Diese Worte verlangten eine klare Antwort, das begriff er.

„Du weißt nicht, warum du zur See willst?“ — „Ich will mich in der Welt umsehen.“ — „Hast du keinen anderen Grund?“ — „Ich will so schnell wie möglich auf eigenen Füßen stehen.“ Hm, das war ein vernünftiger Grund. — „Sieh her!“ Dabei riß er ein Stück Werklewand von einem Gegenstand in ihrer Nähe. „Was glaubst du wohl, was das ist?“ — „Ein Tisch.“ — „Was für ein Tisch?“ Der Knabe sah hin und staunte. Die Platte war aus verschiedenen Holzarten ineinander und nebeneinander verarbeitet worden. Zwei Zweige schienen sich darüber zu ranken mit dunklem Laub und glänzenden Blüten. Das Ganze war so fremd und dennoch natürlich. — „Das

ist ein Nähtisch", sagte der Tischler Swein Ilt. Er öffnete mit einem blankgelben Schlüssel und zog eine Schublade heraus. Sie wirkte wie ein Haus, dessen Dach abgenommen ist. „Es gibt darin zwei Räume, die keiner sehen und keiner öffnen kann, ohne eingeweiht zu sein“, erklärte der Alte mit leiser Stimme. „Die Frau, die diesen Tisch besitzt, hat vielleicht einige alte Briefe oder sonst liebe Erinnerungen, die niemand sehen soll; kennt sie diesen Tisch, versteht sich auf ihn und liebt ihn, kann sie ruhig alles darin verbergen. Er läßt sich sein Geheimnis nicht ablauern, er bewahrt die Treue für immer.“ Dann schloß Swein Ilt die Schublade und steckte den blanken Schlüssel in die Tasche. „Weißt du, wie lange man studieren muß, um Doktor zu werden?“ Nein, Erik wußte es nicht; er hatte nur so etwas gehört, als brauche man dazu sehr lange Zeit. „Mit dem Tischlerstudium wird man eigentlich nie fertig“, sagte Swein Ilt, indem er sich auf seine Hobelbank setzte. Der Rücken war gebeugt, der Kopf geneigt, über die Ohren und Backen fielen die langen, dünnen Haare; aber die Stimme war frei, und still brannten die Augen. Sie waren das einzige, das Erik jetzt sah, obgleich sie nicht auf ihn gerichtet waren. „Selbst wenn jemand Talent und Liebe zu diesem Fach hat, wird er doch oft enttäuscht; denn die Arbeit gelingt nicht immer so gut, wie man will; sie wird anders, als man es sich gedacht hat. Aber man hat auch seine Freuden. Gott nahm mir meine Frau und alle meine Kinder. Ich hätte nichts mehr in der Welt, wenn ich nicht mein Handwerk hätte. Es ist ein Reichtum. Als ich jung war, reiste ich in fremde Länder und sah und lernte. Es war der Schlüssel zur ganzen Welt. Und jetzt, da ich hier sitze, alt und einsam, ist mein Handwerk wieder ein Schlüssel zur ganzen Welt; es eröffnet die Welt in mir, öffnet mir den Weg zur Freude und zum Schmerz; es gibt mir viele Gedanken und Träume.“

Swein Ilt schwieg und zog ein kleines, glattes, frisch gehobeltes Brett an sich. Er strich mit seinen Tischlerhänden darüber, die von Firnis und Beize befleckt waren. „Wer ein tüchtiger Tischler ist“, so sprach es aus ihm, „der liebt auch die Bäume. Er lernt verstehen, welche Natur jeder Baum hat, und wessen es bedarf, sie zu verwerten . . . Die Fichte, die spröde ist, die Kiefer, die fett und gelblich, die Buche, deren Anschwellungen unter der dünnen Haut einem muskelstraffen Arm gleichen, die Eiche, so hart wie Eisen und Stein, die elastische Esche und die zähe Ulme, das schwarze Ebenholz und die lackene Farbe des Mahagoniholzes. Aus wieviel Baumarten ist der Tisch gemacht, der hier steht! Dabei muß ich oft denken, wo die Bäume gewachsen sind, der eine hier in Norwegen, der andere in Afrika, die Zeder am Libanon. Und Teile dieser Bäume wurden zu einem Nähtisch, der einen Menschen erfreuen wird und einen zweiten und dritten im Laufe der Zeiten. Vielleicht regt er später, viel später einen anderen Tischler zu einer neuen Arbeit an. Da begreift man, was Ewigkeit ist . . .“

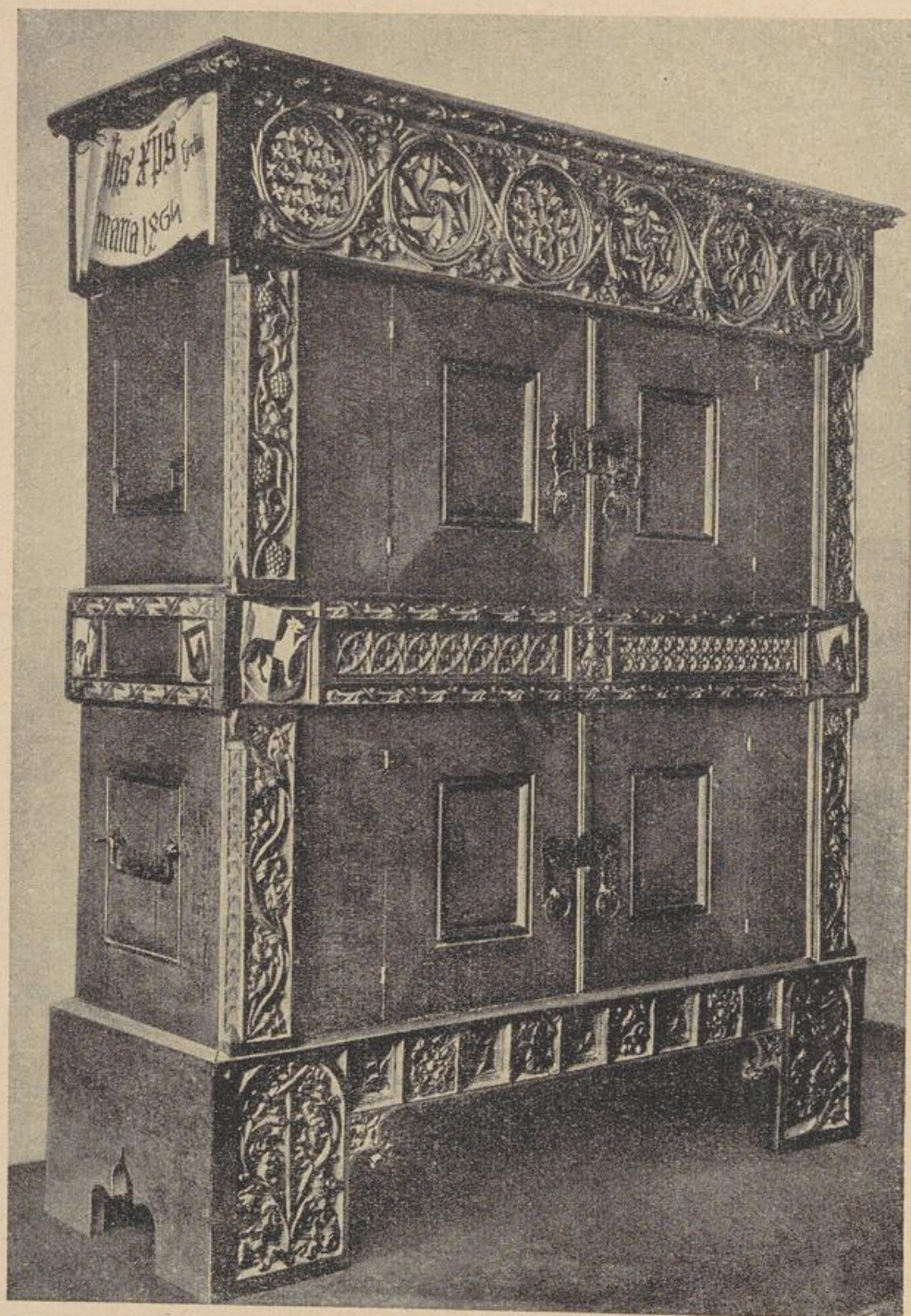
Eine Weile blieb er stumm, aber genau in derselben Stellung wie zuvor. Er schien innerlich weiterzusprechen; seinen Zuhörer, dessen verwunderte und lebenshungrige Augen ihm unbewußt die Zunge gelöst haben mochten, hatte er wohl ganz vergessen.

Als er nach einer Weile aufblickte, sah er den Stock auf der Hobelbank liegen; er nahm ihn, sah ihn von oben bis unten an und ebenso den vor ihm stehenden Knaben: „Du willst Seemann werden; das kann ganz gut sein, falls du zu der Arbeit taugst; aber du würdest auch Freude an Holzarbeit haben; ich sehe, daß du dafür begabt bist. Du hast den Handgriff, auch den Blick dafür. Du hast Liebe in den Stock gelegt.“

Damit reichte er ihm den Stecken. Der Junge stand so erstaunt, als sei er von der Straße plötzlich durch verschlossene Türen in die Werkstatt versetzt worden. Das Ding in seiner Hand, nichts weiter als eine Laune müßiger Knabenliebbaberei hatte plötzlich Wert bekommen. Er wußte nichts dazu zu sagen. „Nun geh nur“, nickte der Alte, „es ist spät geworden“. Da verschwand der Knabe.

In der Nacht träumte er von einem großen goldenen Schlüssel. Er lag in einem Geheimfach des Nähtisches. Finden konnte er ihn aber nicht. Jedes Fach glich einem hohen und leeren Saale, wo man den Widerhall der eigenen Schritte hörte. Er suchte und rannte sich heiß und verzweifelt. Und vor den Sälen erblickte er die Welt im schönsten Sonnenschein . . . Die großen Gärten und den Himmel, die Städte und das Meer mit tausend Schiffen. Draußen sah er auch die riesigen Wälder, wo die Indianer in lautlosen Märschen unter den Kokosbäumen schritten . . . Er rannte weiter durch die leeren Säle; aber der Schlüssel steckte in keinem Schloß und glänzte auf keinem Boden. Erik lief und weinte. Da stolperte er und fiel und — erwachte. Er lag im nassen Schweiß und in Tränen gebadet. Und er weinte weiter, zuerst weil er das Schluchzen nicht verhalten konnte, aber dann wurde er ruhiger, fühlte sich so erleichtert, so wunderbar klar. Er wußte jetzt ganz sicher, was er werden würde . . . Es würde schon noch ein Plätzchen für ihn in der Wohnung sein; er konnte ja in der Küche schlafen; tagsüber war er ja in der Werkstatt. Mutter und Vater und die Geschwister würden sich wundern, wenn er damit herauskam, er habe sich anders entschlossen. Wenn er es ihnen nur erklären konnte! Vater würde ihn wohl wankelmütig schelten. Aber schließlich halfen sie ihm doch wohl, Tischler zu werden, wenn sie auch nicht begriffen, daß sie ihm damit halfen, den Schlüssel zur ganzen Welt zu finden.

Peter Egge
(Aus dem Norwegischen)



*Gotischer Schränk des Jörg Syrlin
Schreiner-Bürger zu Ulm (1465)*

Die Geschichte einer Tischlerfamilie vom 19. ins 20. Jahrhundert

Eine uns verwandte Familie besaß bei Andreasberg im Harz ein kleines Wiesengut, die Schlufft genannt. Die Leute besorgten die Fuhren für den Bergwerksbetrieb, also den Transport von den Gruben zum Pochwerk und vom Pochwerk zur Hütte. In einem Jahr eines besonders guten Verdienstes beschloß der Vater der Familie, sich Möbel für eine gute Stube machen zu lassen. Damals war ein



Norddeutscher Renaissance-Schrank (1580)

Tischlermeister Kast in Clausthal im ganzen Oberharz als der beste Tischler bekannt. Zu ihm ging der Mann und bestellte seine Möbel. Kast hatte sich seine Stämme im Walde gekauft, die Bretter auf seinem Hof aufgestapelt und jahrelang gepflegt. So kannte er jeden Ast, jede Maserung in seinen Brettern, von denen ja niemals eins dem andern gleich ist. Heute schneidet man die Furniere mit

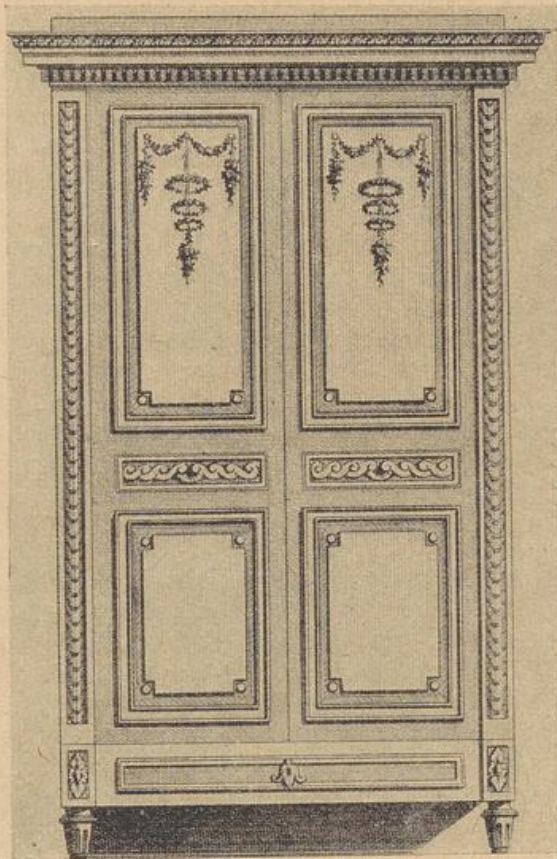
Maschinen, bei der Kostbarkeit des Holzes so dünn wie möglich. Beim Schneiden muß das Messer immer von Wasser umspült sein; dadurch werden die Furniere ausgelaugt. Kast schnitt seine Furniere mit der Hand, also dicker und ohne Spülung. Der Mann aus der Schluft wollte seine Möbel aus Eschenholz haben; dieses bekommt im Lauf der Jahrzehnte ein eigenes Feuer, das kein anderes Holz hat. Der Tischler berechnete seine Arbeit auf diese spätere Wirkung.



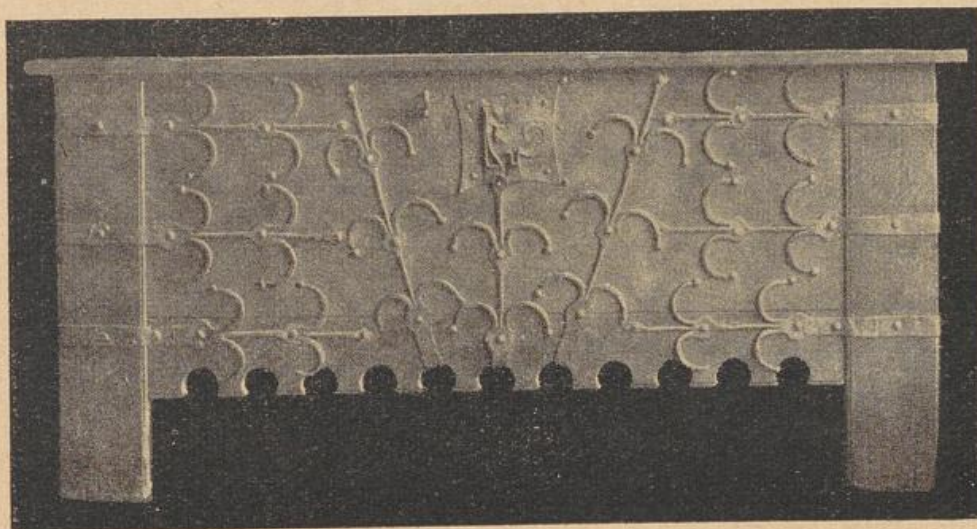
Lütticher Werkstatt \ *Rokoko-Kleiderschrank* (1750)

So war etwa das Furnier für die Lehnen der Stühle aus einem besonderen Stück ausgesucht mit eigener Maserung, und das künftige Feuer wurde erhöht durch zwei dünne schwarze Linien aus anderem Holz, welche in das Furnier eingelassen waren.

Er arbeitete in der Art des Künstlers. Was man Kunstgewerbe nennt, geht ja unmerklich in die eigentliche Kunst über und ist von ihr



R. de Lalonde *Schrank im Stil Ludwig XVI. (1780)*



Romanische Truhe (rheinisch)

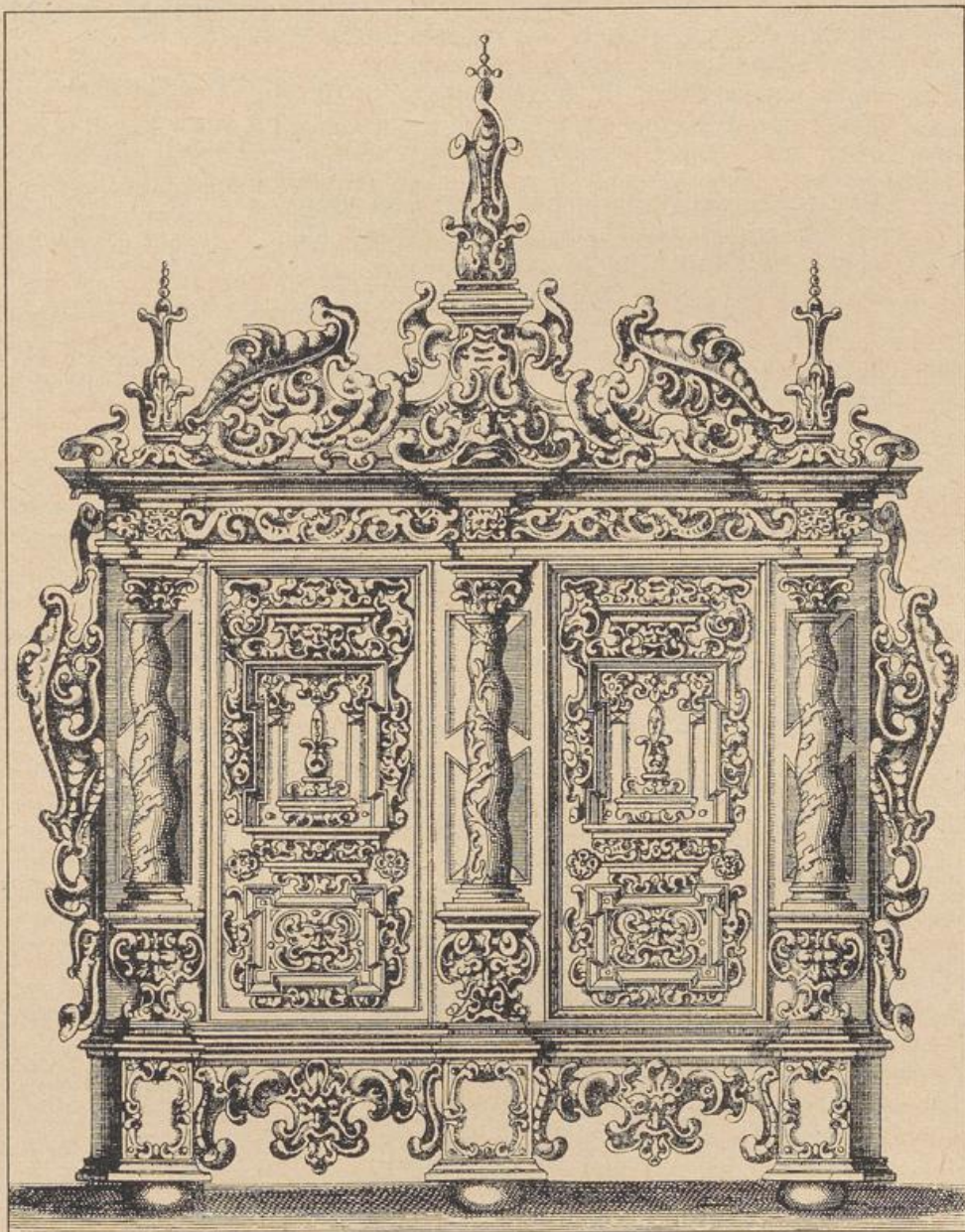
nicht zu trennen. Jede Kunst ist zunächst Handwerk. Eine bedeutende Persönlichkeit kann mit dem Handwerk die höchsten menschlichen Leistungen erzeugen; aber das ist eine Gnade Gottes. Die Voraussetzung jedoch ist hierbei das Handwerk, das nicht nur eine Handgeschicklichkeit ist, sondern auch die äußerste seelische Hingabe erfordert, die andererseits nur durch die beständige Arbeit am Stoff selbst entfaltet werden kann. Kunst und Stil lassen sich nicht künstlich erzeugen; sie können nur, wenn die außerordentlichen Begabungen vorhanden sind, aus dem handwerklich gekonnten Arbeiten erwachsen. Das Fertigfabrikat hat eine Entfernung zwischen Besteller und Hersteller mit sich gebracht. Der Mann aus der Schluft hatte schon Jahre vorher mit dem Meister auf eigenem Grund den Baum ausgesucht, aus dem die Furniere geschnitten werden sollten. Beide wußten, daß das schöne Flammenfurnier nur Stämme hergeben, die einzeln gestanden haben. So oder auf ähnliche Weise steckte in den Möbeln damals ein Stück eigenes Leben des Bestellers.

Die Geschichte der Familie Kast ist auch sehr merkwürdig für diese Wandlungen. Jener alte Tischler hatte einen Sohn, der das Handwerk weiter betrieb, und als ich Junge war, da waren Haus und Handwerk in den Händen des Enkels, der gleichfalls alte Handwerks-ehre hochhielt. Auf diese Weise ragen oft Gewohnheiten aus der vergangenen Zeit in eine ganz andere Gegenwart hinein und wirken so vielleicht lächerlich. Die Handwerksehre verbot etwa dem alten Tischler, bei einem Möbel einen eisernen Nagel zu verwenden. Die Verbindung von Seiten, Decke und Boden eines Schrankes wurde durch „Verzinken“ hergestellt. Über die Zinken kam nachher das Furnier. Die neue Zeit sagte sich, daß man ja nicht sehen kann, was unter dem Furnier sitzt, und stellte die Verbindung durch eiserne Nägel und später durch Drahtstifte her. Dergleichen hätte der Tischler Kast nie getan.

Aber nun wurden in den Großstädten die neuen Fabriken gegründet, auch arbeiteten seit Aufhebung des Zunftzwanges pfuschende Tischler auf dem Lande billige Ware. Auch in Clauthal wurde ein großes Möbelmagazin eröffnet, in dem von einem Herrn im schwarzen Bratenrock dem Publikum fertige Serienmöbel verkauft wurden. Die Kunden verließen größtenteils den alten Meister. Es wurde erzählt, daß auch Kast sich eine Ladung solcher Möbel hätte kommen lassen und nachts heimlich auf sein Lager gebracht hatte. Einige Zeit nachher erhängte er sich; Scham und sinkender Erfolg nahmen ihm die Möglichkeit, wie er sein Leben für sich und seine Familie länger erhalten sollte.

Die Welt verändert sich dadurch, daß wir uns verändern. Es ist eine bedeutende Aufgabe, die Gesetze dieser Veränderungen festzustellen.

Nach Paul Ernst



*Barockschrank des Fr. Unteutsch
Schreiner in Frankfurt a. M. (1650)*

Die ewigen Wälder

Unsere Häuser stehen auf zerstampften Feldern.
Die Felder haben uns lange verziehn.
Aber wir wohnen in zerschlagenen Wäldern.
Bett und Schrank sind vom Walde geliehn.

Nachts, wenn Wolken das Dach umreiten,
sinken wir grundwärts wie Korn und Keim,
kehren wir in urälteste Zeiten,
in das Dunkel der Waldungen heim.

Läuft ein Schauer durch Birke und Buche
und den Schreibtisch von Eichenbaum,
und es rauschen mit harzigem Ruche
ewige Wälder durch unseren Traum.

Wenn die Wipfel im Herbststurm knarren,
dünn sich der blätterne Vorhang bläht, —
hebt sich ein Knacken in Schwellen
und Sparren,
quillt es und schwillt es und ächzt im Gerät.

Und wenn sich Farne und Moose besamen,
raunt's durch der Schrankfächer trockene Reih'
über Gestelle und Leisten und Rahmen
wie ein dunkles Stammesgeschrei.

Aber sie wollen sich ja nicht wehren.
Sie erwachsen, drum haben sie Zeit.
Sie verstummen im Frühlicht und kehren
heim in die große Geduldigkeit.

Wissen: nach winzigen Menschenjahren
sind acht Bretter uns zugebracht,
Bretter, die Bäume im Walde waren.
(Auch die Bretter ächzen bei Nacht.)

Einmal aus den zerfallenen Brettern,
aus zerfallenem Fleisch und Bein
heben sich Bäume mit Ästen und Blättern,
ewige Wälder wolkenein.

Werner Bergengruen

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich

1. Reparaturarbeiten am Sankt-Georgenturm

Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat der Turm keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten scheint es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken im Zickzack in das offene Auge des Tages hinein. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheinen ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter, und ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sicheren Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielzeug für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sicheren Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsort verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie

sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, nur die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. „Schieferdecker“ spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer, Nägel und Werkzeugkasten. Zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht. Dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzuges vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittels des Flaschenzuges zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue. Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich wie ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes Tat zwischen Himmel und Erde. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.



F. Boehle

Der Schieferdecker (1896)

2. Handwerker-Heldentum

Es schlug zwölf vom Sankt-Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das solang' anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; piff wütend um die Straßenecken; blies den Schnee von einem Dach aufs andere und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirksgewitternachtsachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius Nettenmair. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es eins. Der Glockenturm wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gäbe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Der Sturm brauste und piff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der Tat gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen“, sagte einer. Ein Hilfesgeschrei, ein Feuerruf erscholl durch den Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen“, schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair!“

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen. „Wo ist der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich“, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf Wiedersehen!“ Der schnelle Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinaufsahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühn schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebensooft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts!“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlage könne noch ausbrechen. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt treffen könnte, ja treffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. So war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien.

„Wo hat es eingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu“, antworteten viele Stimmen.

Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsameren Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren

doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Geselle, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um sie da aufzuhängen. Innen am Dachgebälk wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schläge ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppentufen stehengeblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! Die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von der kamen Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrttür!“ Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe hustend: „Aber der Dampf!“ „Nur schnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrttür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist!“ Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell wie möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell' einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Tätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrttür war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius, nach der Türe zu, stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eis fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrttür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch

die geöffnete Tür der Sturm hereinpiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und ab polterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Türe kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Türe gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten“, rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!“ Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Türe anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zustatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er: die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sicheren Tritt seiner Füße; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpfen bläuliche Flammen mit gelben Spitzen. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war klein. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiterfressen konnten. Er sah: noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachhaken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein —, diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag waagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf,

und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich als kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpfen zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigsten zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. —

Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen das Wagnis doch. Es war etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte sich der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf. Und doch! — wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, an ihren Kleidern, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber. Sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß: man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrtür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie

nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst. Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat“, da stand erst allen vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hätte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwellen über die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Die ganze Stadt war eine einzige Kirche und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann: Er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? — Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr getan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu tun imstande sei.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrttür geschlossen und die Spritze in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost ihr keinen Schaden tun konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Später auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner Tat. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er getan, gewann alle Herzen; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die Tat nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Otto Ludwig

Wie Johann ein Stubenmaler wurde

Wenn von Johannes' Berufswahl die Rede war, galt es als ausgemacht, daß er Maler würde. Diese Entscheidung war getroffen, weil im Handwerk doch die Gewohnheit herrschte, das Geschäft des Vaters auf einen Sohn zu vererben, weil Johann nicht widersprach und weil angenommen wurde, er hätte ein gewisses Talent zum Zeichnen. Mit diesem Talent war es nun freilich nicht weit her. Er zeichnete in der Schule allerdings gern nach den dort vorhandenen Vorlagen, von einer besonderen Begabung aber war keine Rede, und vom Zeichenlehrer ist auch nie davon gesprochen worden. Talent wurde genannt, daß Johann nicht ganz so gleichgültig zeichnete wie die meisten anderen Knaben. Es kam vor, daß er einen auf der Vorlage bewunderungswürdig — wie ihm schien — gezeichneten Baum mit der größten Sorgfalt kopierte, daß er in der geduldigsten Weise an den Laubmassen kritzelte, für die Behandlung des Stammes sogar ein gewisses Verständnis aufbrachte und vom Zeichenlehrer und zu Hause dann gelobt wurde. Begabung aber war das nicht. Denn es war dem Knaben unmöglich, aus dem Kopf oder nach der Natur zu zeichnen, er fühlte auch kaum das Bedürfnis, es zu tun. Es kam hinzu, daß ihm eines Tages einige Schriftvorlagen in die Hand gefallen wären, die der Vater für seine Schildermalereien benutzte. Es waren alte Frakturschriften, und die kühnen, weichen Schnörkel der großen Buchstaben gefielen dem Knaben so gut, daß er die Lettern nachzuzeichnen und sich einzuprägen begann. Er begann, seinen Namen auf Schreibhefte und Löschblätter zu zeichnen, und er kam bei den Mitschülern schnell in den Ruf, ein großer Schriftzeichner zu sein. Diese Neigung wurde im Elternhaus bemerkt und verstärkte den Ruf. Zum Widerspruch lag ein Anlaß nicht vor. Eine bestimmte Neigung für irgendeinen Beruf hatte er nicht, aller Berufsentscheidung stand er gleichgültig gegenüber, denn er kannte sich selbst noch in keiner Weise. Die Wichtigkeit der Berufswahl sah er nicht ein, wurde auch von seiner Umgebung nicht auf den Gedanken gebracht, daß eine der folgenreichsten Entscheidungen zu treffen sei. Der Fehler bestand darin, daß die Entscheidung zu früh gefällt wurde und den kleinbürgerlichen Gewohnheiten nach gefällt werden mußte. Geistige Anlagen entwickeln sich oft spät. Bei Johann haben sie sich erst einige Jahre später unzweideutig angekündigt. Ihm selbst war seine Bestimmung beim Verlassen der Schule noch ganz unklar. Er hatte den Vater vor Augen und mit ihm das Bild eines Zwiespaltes von Pflicht und Neigung; er glaubte, so sei es überhaupt im Leben, der Beruf sei eine Sache für sich und das Lebensgefühl eine andere. Daß beides zusammenfließen und die Tage mit Arbeitsleidenschaft ausfüllen könne, davon wußte er nichts und konnte er nichts wissen. Es war in ihm ein unklares Sehnen und Wünschen, eine gegenstandslose Begeisterungsfähigkeit, aber kein bestimmter Wille. Der Vater hatte sein Programm bereits fertig. „Du

lernst nun", sagte er, „vier Jahre bei Onkel Jochen. Dann gehst du auf die Wanderschaft. Nach einigen Jahren heiratest du irgendwo die Tochter deines Meisters, übernimmst dessen Geschäft, und ich komme dann zu dir, um dir zu helfen.“ Johann sagte zu alledem treuherzig: „Ja“. Der Vater glaubte fest an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Planes, und er ist später bitter enttäuscht gewesen, als es so ganz anders kam.

Als Johann am ersten Morgen wegging, um die Werkstatt von Onkel Jochen aufzusuchen, von Vater und Mutter zärtlich betreut, im funkelneuen Arbeitsanzug, war ihm wunderbar zumute. Er war gerührt mit tausend guten Ermahnungen entlassen worden, ihm war bänglich und beklommen zumute; das neue Zeug stand brettsteif um den Körper, die harte Leinwand scheuerte am Hals und roch so eigentümlich, daß sich ihm das neue Leben, das zu beginnen er im Begriff war, mit diesem Geruch zu einer Vorstellung verband. Doch hätte der Abschied von zu Hause gar nicht so feierlich zu sein brauchen, denn nach zwei Stunden war Johann schon wieder da. Onkel Jochen zeigte sich gleich am ersten Tag als ein Mann, der sich in die Situation eines anderen nicht hineinfinden konnte. Als der neue Lehrling ankam, wurde er von dem Onkel und der Tante freundlich empfangen und eine Stunde lang in die Wohnstube gesetzt, bis der Meister in der Werkstatt mit seinen Gehilfen fertig war. Dann holte der Onkel ein Papier hervor und beauftragte Johann, damit stracks zum Vater zurückzugehen und dessen Unterschrift zu fordern. Das hätte nun sehr wohl Zeit bis zum nächsten Tag gehabt, und abends sollte der Lehrling ja zum Schlafen wieder heimgehen. Onkel Jochen hatte es sich aber aus irgendwelchen Gründen anders ausgedacht, und so stand Johann denn um acht Uhr früh wieder vor dem Vater. Auf den neuen Lehrling machte dieses nutzlose Hin und Her gleich am ersten Morgen einen ernüchternden Eindruck. Um so mehr, als der Weg wohl dreiviertel Stunden betrug und nun schon dreimal hatte zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Als er dann beim Meister wieder ankam, war dieser bereits weggegangen; die Tante gab Johann Frühstück und brachte ihn in die Werkstatt zu dem Vorarbeiter, dem sogenannten Werkstattpolier, der wegen seiner Grobheit berüchtigt war, von dem allerhand Schlimmes erzählt wurde, der Johann für dieses Mal aber freundlich, mit einer süßlichen Untertänigkeit der Meisterin gegenüber empfing und dem neuen Lehrling eine Arbeit zuteilte. Johann erledigte seine Arbeit schnell und gut, da er vom Vater gründlich vorgebildet war, und erregte damit das Erstaunen und den Beifall des neuen Vorgesetzten. Es war ungefähr so wie am ersten Schultag. Nie ist er stärker gelobt worden, als für diese erste Arbeit, die darin bestand, Blumenkübel zu streichen. Da der Polier ein Trinker war und eben gefrühstückt hatte, geriet er ein wenig ins Faseln, setzte auseinander, was alles nötig sei, um ein guter Maler zu werden, und schloß mit diesen Worten: „Vor allem mußt du drei Dinge haben: Kopf, Genie und Ellbogenkraft.“ Und Johann sagte zu alledem verehrungsvoll:

„Ja.“ In den Morgenstunden ging es sonst in der Werkstatt lebhaft wie in einem Bienenstock zu. Die Lehrlinge standen an den Reibsteinen, um die feinen Farben zu reiben, Cochenillerot, Zinnober, Preußisch-Blau, Chromgelb und Kremserweiß. Die Farben wurden mit Öl angemacht, mit der glatten Seite des Reibsteines bearbeitet, bis alles Körnige verschwunden war. Am schlimmsten war es mit dem Kienruß. Das leichte schwarze Pulver stäubte und wollte sich mit dem Firnis nicht mischen lassen. Diese Arbeit wurde von den älteren Lehrlingen schadenfroh gern den jüngsten zugeschoben. Der Neuling verbreitete dann eine fürchterliche Schweinerei um sich, und um seinen Arbeitsanzug war es dann für dieses Mal geschehen. Eine unangenehme Arbeit war das Durchsieben alter Farbenreste. Die Reste wurden zusammengegossen, die hellen Farben besonders für sich und die dunkeln; die dicken häutigen Massen wurden dann durch feine Drahtsiebe gerieben, und die so gewonnenen hellen und dunklen Farben wurden zum Grundieren beim Anstrich der Fassaden verwendet. Diese Arbeit hat Johann viele Stunden und Tage tun müssen. Wenn er von den Danaiden hört, so fällt ihm unwillkürlich seine sehr unklassische Tätigkeit am Farbensieb ein.

Eine erfreulichere Beschäftigung war das Einfüllen von Farbe, Öl, Lack und Terpentin in Eimer, Töpfe, Flaschen und Blechkannen, das Abwiegen auf der Dezimalwaage und das Anschreiben im Werkstattbuch. Doch mußte man schon zwei Jahre gelernt haben, bevor man zu dieser verantwortungsvolleren Tätigkeit zugelassen wurde. Es war eine krämerartige Beschäftigung, und man kam sich dabei schon wichtiger vor. Diese Tätigkeit war um so unterhaltender, als mit der Werkstatt Lagerräume verbunden waren, in denen es ganz heimelig und romantisch zu arbeiten war. Da war ein Schuppen, in dem der Leim lagert, das isländische Moos, die Seife und die Holzspäne, die auf frisch gestrichene Fußböden gelegt werden. Johann mußte über Tonnen hinwegklettern, in halbdunklen Winkeln auf Regalen herumkramen, und da konnte er dann, wenn er recht zögerte, zehn Minuten allein sein, was immer köstlich war. Es roch streng und gut, und man konnte sich allerhand denken. Der Knabe kannte die Gerüche zwar schon aus der Werkstatt des Vaters, aber hier war doch alles in viel größeren Mengen vorhanden. In einem anderen Schuppen standen riesige Kreidefässer. Und da waren auch die Gerüstbretter, die Böcke und kurzen Leitern aufgestapelt. Wenn Johann dort arbeitete, gingen oben auf dem Holzfußboden unaufhörlich Füße hin und her. Dort war der Raum, wo die Möbel gestrichen, gemasert und lackiert wurden.

Nach der Werkstattarbeit kam der Gang zur Arbeitsstelle. Ehemalige Mitschüler und Spielkameraden gingen vorüber. Sie waren im Kontor tätig oder als Schreiber bei Rechtsanwälten angestellt, waren sauber gekleidet und sahen etwas verlegen auf Johann in seinem beklecksten Anzug. Es brach die Zeit schon an, wo das Arbeitskleid



Holzschnitt aus dem „Heiligenleben“ des Nürnberger Verlegers Koberger (1488):

*St. Lukas, der Heilige der Malergilde, mit einem Farben
reibenden Lehrbuben*

des Handwerkers in Verruf kam. Jeder wollte herrenmäßig aussehen, mit weißem Kragen, reinen Manschetten und blanken Stiefeln. Es kam jene Gesinnung auf, die sich in der Äußerung eines Dienstmädchens aussprach, das Johann einst in einem Laden im Gespräch mit dem Krämer traf. Dieser fragte, ob es wahr sei, daß sie sich verlobt hätte, und was ihr Verlobter sei. Sie antwortete: Ja, es sei schon richtig; ihr Bräutigam sei aber nicht so ein gewöhnlicher Handwerker, sondern er sei Schutzmann, also ein Beamter!

Auf der Arbeitsstelle wurde er schon mit Ungeduld erwartet, denn es war bald Frühstückszeit, und er sollte für die Gehilfen einholen. Am liebsten saßen diese in dem Raum des Hauses oder des Neubaus, der am meisten Rückendeckung bot. Die mit Gerüsten eng verstellten Räume waren ihnen die liebsten. Dort saßen sie zwischen den Gestellen und Leitern, unter Gerüstbrettern, die den Raum so niedrig machten, daß man kaum aufrecht gehen konnte, wie in einer grotesken Landschaft. Einer hatte junge Rettiche mitgebracht; das führte dann zu einer lebhaften Unterhaltung über Gemüsebau und Laubland. Ein Junggeselle hatte eine Dose Hummerkonserven vor sich. Das gab Anlaß, wichtig und breit über die Zubereitung, über den Fang und über die Lebensgewohnheiten des Hummers zu sprechen, wobei alles von ungefähr Gelesene eingeflochten wurde. Dann las jemand eine Zeitungsnotiz vor und entfesselte damit ein politisches Gespräch. Und das sprang dann willkürlich hierhin und dorthin, weil jeder wie ein Kind ausplauderte, was er besonders auf dem Herzen hatte. Johann liebte diese Frühstückspause sehr. Alles, was die Gehilfen sagten, dachten und empfanden, war dem Knaben neu und

lehrreich, alles war menschlich anregend. Das ganze Dasein dieser Menschen, die ihr Leben lang Gehilfen bleiben, sich mit ihrem dienenden Schicksal abgefunden und ihre Welt so reich, so beglücklich und sicher wie möglich ausgebaut hatten, zog am unerfahrenen Auge vorüber. Es war Johann, als erlebte er, was ihn sonst in den Büchern so stark fesselte, als gebe das Leben ihm eine Extravorstellung; er fühlte sich in diesem Kreis heimisch, weil jede Regung, die schöne und häßliche, die gute und schlimme, unbefangen zutage trat. Die Zeit von der Frühstückspause bis zum Mittag war die längste, in ihr wurde am meisten geschafft. Johann wurde nach dem Frühstück einem bestimmten Gehilfen zugeteilt, und es kam auf diesen an, ob er klar und gewissenhaft die nötigen Arbeitsanweisungen gab, oder ob er den Lehrling mürrisch behandelte und als Last empfand. Es war gewissermaßen gegen den Brauch, sich viel mit den Lehrlingen abzugeben. Anders war es, wenn der Lehrling mit einem Gehilfen allein arbeitete, auf dem Gerüst, unter der Decke, beim Ölen der Fußböden oder im Garten irgendwo beim Streichen des Zaunes. Dann wurden die Gehilfen vertraulicher, sprachen mit den Jüngeren wie mit Erwachsenen und gaben Ratsschläge für Gegenwart und Zukunft. Eine Verpflichtung bestand aber nicht für die Gehilfen, Lehrlingen Lehrer zu sein. Alles wurde wie in Bruchstücken beim Arbeiten selbst gelernt, und es blieb dem Lernenden überlassen, die Teile in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen.

Eine Arbeit, die immer wiederkehrte, bestand darin, daß eines jener Einfamilienhäuser, die in einem Garten lagen und für den Vorort typisch waren, neu hergerichtet werden sollte. Das erste Geschäft war, in den Zimmern und Sälen Gerüste zu bauen. Diese Tätigkeit war unterhaltend. Sich auf dem Gerüst ungezwungen zu bewegen, dazu gehörte Übung und eine gewisse Seiltänzergeschicklichkeit, vor allem, wenn nur wenige Bretter vorhanden waren und wenn es in einem Treppenhaus aufgestellt war, wo man eine große Tiefe unter sich hatte. War das Gerüst gelegt, so wurde der Plafond von der alten Leimfarbenschicht gereinigt. Das war schmutzige Arbeit. Mit großen Borstenpinseln wurde die alte Farbe aufgeweicht, dann wurde sie mit Metallspateln abgekratzt und endlich abgewaschen. Darauf wurden die Risse und Löcher gegipst, und es wurde die Decke mit einer dünnen Seifenlösung überzogen. Während sie trocknete, wurden die Farben für den neuen Anstrich bereitet. Kreide wurde eingeweicht, wobei die Knoten und Klöße, die sich bildeten, mit der Hand zerdrückt und verrührt wurden. Dann wurden die Mischfarben zugesetzt. Die Farben wurden in drei oder vier Tönen vom Hellen zum Dunkeln abgetönt, der Spiegel der Decke wurde am hellsten, das Wandgesims am dunkelsten gestrichen, alle Töne aber mußten sich nach den Farben der Tapete richten. Darum mußte immer eine Tapetenprobe mit einem Nagel unter dem Wandgesims befestigt sein. Endlich wurde der Leim den Farben zugesetzt. Dann war alles zum Streichen bereit. Das war eine ernste Sache. Zwei oder gar drei

Gehilfen standen nebeneinander, die Breite des Plafonds beherrschend, und bedeckten mit großen Streichbürsten schnell und gleichmäßig die Fläche. Die Farbe durfte beim Streichen nicht trocken werden, weil sonst häßliche Ansätze entstehen. Nachher war die Spannung groß, ob die Fläche schön ebenmäßig und ohne Flecken aufzutrocknen würde. Nachher kam die feinere Arbeit. Es wurden die Linien abgeschnürt, zwischen denen die Farbbänder laufen sollten. Einen Strich zu ziehen, ihn so zu ziehen, daß man den Ansatz nicht sah, daß kein Knoten entstand, das war eine Kunst, zu der Johann so bald nicht zugelassen wurde. Wer gute Striche ziehen konnte, breite und dünne, war ein guter Gehilfe. Als einst ein „Künstler“ auftauchte und seine Probearbeit lieferte — eine Landschaft mit kleinen Engeln darin —, wurde sein Arbeitsstand lebhaft umschwärmt; und als er seine Fähigkeiten bewiesen hatte, so daß selbst die Skeptischen nichts dagegen sagen konnten, faßten sie ihr Urteil in diesen Worten zusammen: „Na ja, malen kann er ja; die Frage ist aber, ob er auch einen Strich ziehen kann.“

Der Körper mußte für die Arbeit auf dem Gerüst und unter der Decke trainiert werden. Es dauerte seine Zeit, bis man ohne Schmerzen und steifen Nacken während des ganzen Tages auf der Rüstung stehen und an der Decke mit erhobenen Armen arbeiten konnte. Zuerst durfte Johann nur die Schablonen mit anfassen, wenn die Decke mit Ornamenten verziert wurde, dann aber gab man ihm einen kleinen Pinsel und einen Malstock, einen richtigen Malstock mit einem Zeugbausch an der Spitze in die Hand und zeigte ihm, wie er die „Halter“ der Schablonen zumalen müsse. Das war eine stolze Arbeit. Häufiger freilich mußte er die Fenster streichen. Das war eine verwickelte Sache, denn da gibt es so viele Ecken, Falze und Leisten, und man kann so leicht etwas vergessen. Schwierig war es auch, die Sprossen beim Streichen sauber zu „beschneiden“, das heißt den Pinsel so zu führen, daß das Holz überall mit Farbe bedeckt ist, das Glas aber sauber bleibt. Darauf wurde viel Wert gelegt, und Johann erwarb darin eine schöne Fertigkeit.

Zuweilen wurde Johann ein Neubau als Arbeitsplatz angewiesen. Er war dann der erste, der mit einem Gehilfen zusammen den Bau betrat, und am letzten Tage, nach Monaten, allein mit dem Vorarbeiter die Fußböden und Treppen lackierte, so daß sich beide gewissermaßen über den Vorplatz hinweg aus dem fertigen Hause selbst hinauslackierten, zuschlossen und weggingen. So kam es, daß er die Malerarbeiten in ihrer Folge kennenlernte und auch sonst einen Blick auf die Tätigkeiten der anderen Handwerker werfen konnte.

Und es war etwas Wunderbares, immer von einer Arbeit umgeben zu sein, die zu einem Ganzen führte. Nicht, daß Johann dieses Ganze damals in allen seinen Teilen schon begriffen hätte; aber er empfand seine Gegenwart und erlebte es als Stimmung. Der Bau wurde ihm lebendig, er erschien

ihm mit allen seinen Gesichtern, Geräuschen und Gerüchen wie eine kleine Welt. Der Eindruck ist so stark gewesen, daß heute jedesmal ein Stück Jugend zum Greifen nahe vor ihm steht, wenn er irgendwo an einem Neubau vorübergeht und der feuchte Kalkgeruch ihm entgegenschlägt. Wie von selbst kommen dann die Erinnerungen. Er steht auf schwankenden Gerüstbrettern, sieht durch leere Fensterhöhlen auf sonnige grüne Gärten hinab, atmet den Leimgeruch der feuchten Farbe ein und sieht versonnen auf eine Meise, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hat und ins Zimmer äugt. Überall im Bau sind Stimmen, überall wird geklopft und gekratzt. Im Treppenhaus singen die Maler zweistimmig, und von weither dringt durch alle Geräusche mit hellem Ping-ping jener Ton, der entsteht, wenn der Töpfer die Ränder der Kacheln beklopft. Der Bau ist wie ein Lebewesen, der im Verlauf der stetigen Tagesarbeit Zelle auf Zelle ansetzt und seiner endgültigen Form still entgegenwächst. Es steht dabei eigentlich nicht in Frage, ob die geleistete Arbeit immer gut ist, ob der Geschmack, der regiert, schlechter oder besser ist; wichtig ist, daß die Arbeit unaufhaltsam getan wird, daß jeder sie einem andern aus der Hand nimmt und in die Hand gibt, daß die Gestalten der Handwerker da sind, mit ihrem Handwerkszeug klappernd, singend, pfeifend, redend, zankend, scherzend, alle in dem ihnen eigentümlichen Arbeitskleid, und jeder mit dem Gesicht und den Gesten seiner Tätigkeit.

So verschieden die Handwerker aber auch unter sich sind, sie sind doch alle von derselben Art. Sie schlossen sich damals zum Teil streng gegeneinander ab; selten frühstückten die Vertreter der verschiedenen Berufe miteinander. Es gab genug Streit und spöttische Nachrede, und in den Begegnungen auf dem Bau war häufig ein Mißtrauen, das nicht der Person, sondern dem Berufsgeiste galt. Dennoch waren alle Handwerker auch wieder ein einziger großer Stand. Jeder Beruf verlieh der Arbeits- und Lebensweise eine besondere Farbe, alle Farben zusammen aber ergaben eine Harmonie, ihnen allen war ein Grundton gemeinsam. Dieses Gemeinsame besteht darin, daß jedes Handwerk sozial genau in einer Mitte steht. Im Handwerk ist der goldene Zirkel von Tun und Denken geschlossen. Er erlaubt jedem seine Arbeit zu machen und heraufzusteigen, es kann, wie kein anderer Beruf, der Begabung zum festen Boden und zum Ausgangspunkt werden; aber es bleibt unverrückbar im Mittelpunkt der sozialen Ordnung. Es ist in sich reich gegliedert, steuert aber zugleich einer zersplitternden Spezialisierung. Kein Staatsbürger berührt so ungezwungen nach allen Seiten das Ganze der Gesellschaft wie der Handwerker.

Karl Scheffler